

gliedern der zu erscheidenden städtischen gemischten ...

sehr feil, obgleich das Angebot etwas lückeliger geworden ist. Die ...

Hamburg, 16. Dezember. Meinen loco ruhig, bellico loco neuer 142-146 Stk ...

Gerichtszeitung.

2. Halle, 16. Dezember. (Sigung der ersten Straf- ...)

Viehmarkte.

Schlachtviehmarkt in städt. Viehvieh zu Halle am 16. Dezember.

Table with columns: Sum Merkmale, I. Qual., II. Qual., III. Qual., etc.

Offizieller Bericht über den Schlachtviehmarkt ...

Table with columns: Sum Merkmale, I. Qualitat, II. Qualitat, III. Qualitat, etc.

Hamburg, 16. Dezember. Bericht der Notirungs- ...

II. Qualität Ochsen und Lämmer 66 Stk, III. Qualität Ochsen ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. (Schlachten-) Rindfleisch ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. Spiritus per 100 Liter ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. (Schlachten-) Schweinefleisch ...

Weimar, 16. Dezember. Die Strafkammer des hiesigen Land- ...

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null).

Table with columns: Ort, Wasserstand, Datum.

Wetter-Aussichten auf Grund der Berichte der Deutschen ...

Mittwoch, den 18. Dezember: Wolkig, Niederschlag, normale ...

Volkswirthschaftlicher Theil.

Marktberichte.

Hamburg, 14. Dezbr. Dellwische Markt. (Original- ...)

Waren- und Produktberichte.

Hamburg, 16. Dezember. Meinen mit Neudruck von ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. (Schlachten-) Rindfleisch ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. (Schlachten-) Schweinefleisch ...

Wachst.

Hamburg, 16. Dezember. (Schlachten-) Rindfleisch ...





In der gestrigen Ausgabe des „Halleschen Courier“ ist ein Theil des Fenillets „Unter dem Regenschirm“ unrichtig gestellt worden. Der Satz auf Seite 1174, 2. Spalte, von der 33. Zeile ab (Verstorbene führen u. f. w.) bis zum Schluß muß auf der Titelseite, 2. Spalte, vor der sechsten Schluszeile eingeschaltet werden.

Und doch war er's!

Während meines letzten Aufenthaltes in Amerika kam mir eines Abends in einem Restaurant New-Yorks ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem in einer amtlichen Notiz der Tod eines Sträflings Namens Garstens gemeldet wurde, der zu lebenslänglichem Arbeitshaus verurtheilt war, jedoch nur wenige Jahre seiner Strafe verbüßt hatte. Einige Tage vorher war diesem Garstens der eigene Bruder, wegen des gleichen Verbrechens zu gleicher Strafe verurtheilt und in demselben Gefängniß untergebracht, im Tode vorausgegangen; ja sogar die Todesart war bei beiden Brüdern dieselbe, nämlich Hängschlag gewesen.

Der Erstgenannte, mit Vornamen Charles, hatte einst die Stelle eines Bankdirektors bekleidet, während der Bruder William als — Rentier lebte. Beide waren in Folge leichtsinnigen Lebenswandels auf den Weg des Verbrechens gerathen, auf dem sie denn auch geendet hatten.

Der Name Garstens war mir bekannt, denn ein in New-York lebender Anverwandter von mir war seiner Zeit das Opfer des Verbrechens gewesen, wegen dessen die beiden Garstens später zu lebenslänglichem Arbeitshaus verdonnert worden waren.

Obenerwähnte Zeitungsnotiz veranlaßte mich nun, mir von meinen Verwandten nähere Details über die Art des an ihm verübten Verbrechens geben zu lassen, da ich bisher nur immer Andeutungen darüber vernommen hatte, wie denn überhaupt, wohl mit Rücksicht auf die immerhin bedeutende Rolle, die der eine Garstens als Bankdirektor f. Z. gespielt hatte, damals nur wenig in die Deffentlichkeit gedrungen war.

Jetzt, nach dem Tode der beiden Verbrecher, brachten einzelne amerikanische Blätter nur ungenaue und unvollkommene Notizen über den Fall, die meist sogar noch gänzlich falsche Darstellungen enthielten.

Da jenes Verbrechen jedoch einzig in seiner Art dastehen dürfte und Zeugniß davon ablegt, in wie kurzer Zeit aus einem gut situirten und angesehenen Bankdirektor einerseits und einem behändigen Rentner andererseits ein raffiniertes Verbrecherpaar — ich will jedoch dabei sagen: nur in Amerika und nicht bei uns — werden kann, so will ich hier die Einzelheiten der That so folgen lassen, wie ich sie aus dem Munde meines Verwandten vernahm, und will mich auch der Einfachheit halber der Worte meines Verwandten bedienen, der mir also Folgendes erzählte:

Es war am 11. Dezember 18 . . Ich war damals Prokurist in einer Bank-Filiale in M. Unsere Hauptbank befand sich in N. und hatte in vielen größeren Städten Filialen, denen je ein besonderer verantwortlicher Direktor vorstand. Mein Direktor nun, ein Herr Wellman, interessirte sich sehr für mich und hatte bei der Direktion der Hauptbank meine Ernennung zum Direktor bei einer Filiale, deren bisheriger Leiter sich zurückziehen wollte, befürwortet. Heute nun war aus N. die Zustimmung eingelaufen, und Herr Wellmann theilte mir diese freudige Nachricht mit, mich gleichzeitig zum Souper bei sich einladend.

Ich acceptirte, und eine Stunde später saßen wir gemüthlich in Herrn Wellmans Wohnung bei einem Abendessen, welches der Hausfrau, die mich ebenfalls gern sah, alle Ehre machte.

Bei Tisch machte Frau Wellman eine zufällige Bemerkung über Schmuckgegenstände, welche wieder auf ein Thema führte, welches hier in meiner Gegenwart schon öfter berührt worden war. Es handelte sich nämlich um das geheimnißvolle

Verwinden eines Juwelentäschchens, das der Frau Wellman gehört hatte. Ich war schon längst neugierig auf die Geschichte, und fragte daher, ob man mir diesmal nicht erzählen wolte, was bisher nur immer halb angedeutet worden sei.

Ich erfuhr dann, das vor etwa 3½ Jahren, sechs Monate vor meinem Eintritt in die Bank, ein Juwelentäschchen mit werthvollem Inhalt spurlos aus Herrn Wellman's Wohnung verschwunden war. Herr Wellman erwartete damals Gäste und hatte aus seinem Geldschrank besagtes Kästchen seiner Frau herausgegeben, die von dem Schmuck Einiges anlegte und das Kästchen mit dem übrigen Inhalt dann auf ihre Toiletentisch stellte. Von dort war es später verschwunden. Ein Dienstmädchen, das gerade zu der Zeit entlassen werden sollte, weil es sich oft ohne Erlaubniß aus dem Hause entfernte und auch an jenem Abend zwei Stunden fortgewesen war, wurde von der Polizei verhört, jedoch ohne Resultat. Nach einigen Tagen verließ es das Haus für immer.

Nun war an jenem Abend unter den Gästen Herr Wellman's auch Herr Charles Garstens gewesen, der gerade zum Filial-Direktor in D. ernannt worden war. Er hatte sich zeitig zurückgezogen, da er am nächsten Morgen früh abreisen wollte.

Frau Wellman hatte seitdem die „fixe Idee“, wie ihr Gatte sich ausdrückte, daß dieser Herr Garstens irgendwie mit dem Diebstahl in Verbindung stände, was Herr Wellman jedoch als lächerlich hinstellte und nie weiter erörtert wissen wollte. Auch heute sagte dieser zu seiner Gattin:

„Wenn Du Dir nur einen Augenblick überlegt hättest, welche Aussichten Herr Garstens damals hatte, so würdest Du diesen Verdacht auch nicht einmal mir gegenüber ausgeprochen haben. Er konnte unmöglich so närrisch sein, für eine verhältnißmäßig kleine Summe sein Lebensglück in die Schanze zu schlagen, was ihm doch sicher einen Platz im Zuchthause verschafft hätte. Solch ein Verdacht ist ebenso ungerecht wie gefährlich, und ich würde zittern bei dem Gedanken, daß außerhalb unserer vier Pfähle Jemand davon erfahren könnte. — Es ist nicht nothwendig“, fuhr Herr Wellman, jetzt zu mir gewandt, fort, „Ihnen Verschwiegenheit aufzuerlegen; was hier gesprochen wurde, sprach unter dem Siegel der Freundschaft, denn die Sache ist meiner Ansicht nach so delicat, daß man nicht einmal davon träumen sollte.“

Ich stimmte Herrn Wellman natürlich bei und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Wir waren eben beim Dessert, als ein Diener Herrn Wellman eine Depesche überbrachte. Es war eine jener chiffirten Depeschen, wie wir sie nur für die Bank sandten resp. erhielten. Das Chiffresystem kannten nur die ersten Beamten der Hauptbank wie der Filialen, sonst Niemand. Die vorliegende Depesche war von dem Direktor der Filiale in N., an welchem Ort außer unserm nur noch ein Bankinstitut bestand, und lautete folgendermaßen:

„Heute Nachmittag vier Uhr hat die M. u. B. Bank hier selbst für immer geschlossen. Da ich das soeben unter der Hand erfahre und annehmen muß, daß morgen ein bedeutender Geschäftsandrang auf unsere Bank stattfinden wird, so eruche ich, mir sofort alles disponible Geld zu senden und für sich selbst, wenn Mangel an Geld, nach N. weiter zu telegraphiren.

N . . . 11. Dezember 18—

D. Brand, Direktor.“

Die Sache war vollständig in Ordnung und alsbald entnahmen wir dem Tresor unserer Bank 17 000 Stkrl. in Gold und 2000 Stkrl. in Banknoten.

Der Hausdiener requirirte einen Wagen, den ich mit Herrn Wellman besteigen sollte.

Als ich das Bankgebäude etwas hastig verließ, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, kreuzte ich auf dem Trottoir den Weg eines Mannes, dessen Neuferes mir auffiel. Er war groß und hager, hatte seinen Rock bis zum Kinn zugeknöpft, trug über den aufgeschlagenen Rockfragen ein weißes Taschentuch ge-

abgelass...
angen, so
Strande
Arthiebe
wendstunde
gerade eine
er Fackeln
nicht mit

ern.“

Zufallspiele

n stärkeren

gang glatt
en?

rauchen für
Sprachen

nglich und
igen und

das Jahr

n Namen

n Stra-
u haben,

mitgefahren
Bitte ein-

feht, zu

en, aber
ache reden

here Aus-
info gedie-
trum einer
Belegarbeit
des Weib-
en. Karl
t Raden,
der voll
Ernst und
s in ihrer
in der
rall vom
ollen Er-
aus dem
Inseldigle
sind von
Woldemar
erläutert
m Leben.
chspiel“
auf das
Schmuck
Feierliche
ed“ von
t in ihrer
des Sinn-
ukunft des

fr. 87.

hunden und hielt ein buntseidenes Tuch vor Mund und Nase. Diese Vorsichtsmaßregel war zwar bei dem herrschenden schlechten Wetter nicht auffällig, aber ich war trotzdem mißtrauisch, wie man immer zu sein pflegt, wenn man eine große Geldsumme zu bewachen pflegt. Ich hatte das Gesicht doch theilweise gesehen, da es gerade von einer Gaslaterne beschienen wurde; es war hübsch, regelmäßig und ausdrucksvoll. — Er ging vorüber, und ich dachte nicht mehr an ihn. Jetzt kam auch der Direktor, und wir bestiegen den Wagen. Das Geld war in kleine, feste Kisten gepackt, wie man sie in Amerika zum Geldtransport zu benutzen pflegt.

Als wir auf der Station ankamen, sollte der Postzug nach A. eben abgehen.

Ein Coupee war nicht mehr frei, weshalb der höfliche Stationsvorsteher, den Herr Wellman von der Geldsendung in Kenntniß gesetzt hatte, sofort noch einen leeren Waggon beorderte, der jedoch nicht mehr zwischenrangirt, sondern nur noch hinter den Wagen der Conducteure angehängt werden konnte.

Ich bestieg das erste Coupee dieses Wagens, brachte das Geld unter den Eisen gut unter und verabschiedete mich von Herrn Wellman.

Als der Zug bereits in langsamer Fahrt war, sah ich zwei Männer eilig aus der Eisenbahn-Restaurations kommen, quer über den Perron laufen und das Coupee hinter dem meinigen besteigen.

Ich war sehr bestürzt, denn es fiel mir auf, daß beide gleich groß, ganz gleich gekleidet waren. Der Eine von ihnen aber war zweifelsohne der sonderbare Unbekannte, der vorhin erit meinen Weg gekreuzt hatte, als ich vor unserer Bank unseren Wagen besteigen wollte.

Ich sah das alles beim Schein der Laterne, welche der Conducteur hielt, der ihnen die Thür öffnete. Wie gesagt, man ist sehr mißtrauisch, wenn man viel Geld in seiner Nähe hat, und das plötzliche Erscheinen dieser beiden Leute, gefiel mir so wenig, daß ich gern den Conducteur ersucht hätte, bei mir einzusteigen, wenn das nicht schon zu spät gewesen wäre. Der Zug brauste jetzt bereits mit voller Kraft aus dem Bahnhof hinaus.

Bei längerem Nachdenken fand ich jedoch, daß ich mit dem Gelde ziemlich sicher sei. Mein Coupee war fest verschlossen und vom Nebencoupee durch eine starke Scheidewand getrennt. Trotzdem nahm ich mir vor, auf der nächsten Station um Begleitung zu bitten, denn es war jetzt stockfinstere Nacht, und bis A. hatten wir noch 55 Meilen.

Etwas beruhigt lehnte ich mich in die weichen Polster zurück und versank in einen Traumzustand, der indessen durchaus kein Schlaf war, denn ich hörte jedes Geräusch und fühlte jede schlechte Schienenstelle.

Blötzlich war es mir, als ob der Zug langsamer ginge und das brausende Geräusch, welches ein im Lauf befindlicher Train macht, in der Ferne erkürbe. Ich wählte, auf der nächsten Station angelangt zu sein, fuhr auf und sah aus dem Fenster — — Himmel, was war das! — — Der Zug, an dem mein Waggon angehängt war, erschien auf einer Kurve weit voraus und brauste von dannen, während mein Waggon nicht etwa stillstand, sondern — eine retrograde Bewegung nach W. zu machte. Wir mußten hier an einer geneigten Bahnstelle sein. Der Zurücklauf meines Waggons wurde immer schneller. Mich packte namenloses Entsetzen. Meine Kniee zitterten, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, und ich war einer Ohnmacht nahe. Endlich ließ der rapide Lauf des Waggons nach — bald stand er still. In demselben Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, und jener Mensch, der mir vor dem Bankgebäude begegnet war, streckte mir ein gespanntes Pistol entgegen. Ich trat etwas zurück, in der festen Absicht, mich trotz des meiner Stirn so nahen kalten Eisens zu wehren, wurde jedoch von hinten ergriffen; der Helfershelfer des Räubers war durch die andere Thür eingestiegen. Ich sah nur noch, wie mein vis-a-vis sein Pistol verkehrt nahm, wie der Handgriff der Waffe auf meinen Kopf niederfaute, dann wurde es blutroth vor meinen Augen, und meine Sinne verließen mich.

Als ich wieder zu mir kam, wirbelten meine Gedanken chaotisch durcheinander. Ich wußte nur, daß ich eigentlich in A. sein sollte und daß etwas Schreckliches mit mir vorgegangen sein mußte. Ich lag auf dem Boden, beide Coupeethüren waren weit auf, und der Wintersturm fauste mit aller Gewalt durch den Raum.

Blötzlich hörte ich den schrillen Pfiff einer Lokomotive aus der Richtung von W. So conjus meine Gedanken auch waren,

fiel es mir doch sofort ein, daß der kommende Zug meinen Waggon zerhacken mußte, wenn der Locomotivführer ihn nicht rechtzeitig bemerkte.

Jetzt ertönte wieder ein Pfiff in größerer Nähe, jedoch von der andern Seite. Zwei Züge begegneten sich; ich war rettungslos verloren. Mir erstarrte das Blut in den Adern; noch einige Sekunden — und der Anprall mußte erfolgen. Ich hörte bereits das Rollen der Züge ganz nahe und konnte mich doch nicht erheben. Eine neue, wohlthätige Ohnmacht umfing mich.

Als ich dann die Besinnung wieder erlangte, sah ich Herrn Wellman, sowie den Stationsvorsteher von W. und unsern Hausdiener vor mir. Ich versuchte zu sprechen, aber es ging nicht. Der Waggon fuhr und jetzt hielt er in W. In der Eisenbahn-Restaurations wurde ich einem Wundarzt übergeben. Bald war ich so weit, daß ich erzählen konnte, was passiert war, d. h. so weit ich es wußte.

Der Stationsvorsteher ergänzte meinen Bericht insofern, als er versicherte, daß die Räuber einen bestimmten wohlüberlegten Plan vorher ausgearbeitet hätten, denn sonst wäre die Ausführung des Diebstahls unmöglich gewesen. Vom Gangbrett aus sei der Wagen am Culminationpunkt des aufsteigenden Weges ausgehängt worden und so, dem Geleß der Schwere folgend, nun rapid bergab gelaufen. Der Platz selbst war sehr geschickt gewählt, denn die Gegend war einsam und jedes Stationshaus fern. Als man auf der nächsten Station meinen Wagen vermist, hatte man sofort nach W. telegraphirt, und so kam es, daß fast gleichzeitig die beiden Locomotiven, deren Pfeifen mich so tödtlich erschreckt hatten, abgeschickt wurden, um mich zu suchen.

Herr Wellman hatte noch am Abend, bald nachdem ich abgereist war, erfahren, daß das oben erwähnte Telegramm gefälscht war. Herr Brand, dem er nach A. telegraphirte, daß der gewünschte Ergänzungsfonds unterwegs sei, antwortete nämlich sogleich, daß er nichts brauche und nicht wisse, was Herr Wellman meine. Von tödtlicher Angst getrieben, war dieser nebst dem Hausdiener zur Station geeilt und gerade noch zur Zeit gekommen, um die Lokomotive besteigen zu können, die eben abgeschickt werden sollte, um meinen Waggon aufzusuchen.

Noch in derselben Nacht wurden Geheimpolizisten mit Spezial-Locomotiven, die auf Kosten unserer Bank geheizt blieben, nach dem Thatorf gesandt. Einer derselben kehrte mit einer goldenen Uhr zurück, die er daselbst gefunden, und die Niemandem von uns gehörte, also nur von einem der Räuber verloren sein konnte.

Inzwischen hatten sich trotz der ungewöhnlichen Zeit viele Neugierige, die von dem Ueberfall gehört hatten, auf dem Bahnhofe eingefunden, unter ihnen der Uhrmacher Wilson, der schon viele Jahre für Herrn Wellman arbeitete. Jenem wurde die Uhr ebenfalls vorgelegt. Kaum hatte er sie geöffnet, als er ausrief:

„Ich kenne die Uhr! Vor ungefähr drei Jahren gehörte sie Ihrer Gattin, Herr Wellman, und diese erzählte mir dann einmal, daß ihr die Uhr mit anderen Schmucksachen zusammen gestohlen worden sei!

Wir waren sprachlos.

„Was“, rief endlich Herr Wellman, „die Uhr meiner Frau? Sind Sie dessen sicher?“

„Ganz sicher. Ich entsinne mich genau der Uhr, da ich sie öfter in der Hand hatte und zum Beispiel diese drei Juwelen hier selbst einsetzte.“

„Das ist eigenthümlich“, sagte der Direktor, „der Dieb, der diese Uhr stahl, war also irgendwie an dem Raube dieser Nacht theilhaftig. Herr Porter,“ fuhr er fort, sich an den Stationsvorsteher wendend, „können wir sogleich eine Spezial-Locomotive nach D. haben?“

Dieselbe Frage hatte ich auf der Zunge gehabt; ich wechselte jetzt nur einen Blick des Einverständnisses mit Herrn Wellman.

In D. war ja Herr Garstens Filial-Direktor unserer Bank. Soll e Frau Wellman doch Recht gehabt haben? — Trotz meines angegriffenen Zustandes machte ich die Fahrt nach D. doch mit.

Auch Herr Uhrmacher Wilson war mitgefahren und war sofort zu einem Bekannten, dem einzigen Uhrmacher in D. geeilt. Dieser bekundete, die ihm vorgelegte Uhr schon wiederholt für Herrn Bankdirektor Garstens gereinigt und regulirt zu haben. —

Ueber die Einzelheiten der Ergreifung des Bankdirektors alias Eisenbahnräubers Herrn Garstens will ich hinweggehen. Sie erfolgte in den ersten Morgenstunden. Ich erkannte in

Ihm f
M. b
nieder
griffen
haftet
in D.
das f.
Wellm
kästige
Bankd
begeg
und f
Ehe v
Sie v
zwar
zu hal
zu zur
sich
heraus
wurde
galopp
gestell
oft un
denn i
Dezem
treffli
gegen

Stadt
Repub
arbeit
samme
umfah
deren
Zwisch
den vi
allgem
in Spr
danebe
lichen
Wünsf
gedank
Sorge
lieben
zwischen
und
Frau
Inert
Ihrer
falt g
gutes
schäfti
kreis
vielm
Verri
träum
Anspr
den D
kannte
auch
verfin

die R
tont
Herr
Verp
ein b
in der
und

Ihm sofort den Unbekannten, der mir vor dem Bankgebäude in M. begegnet war und der mich später mit dem Bistolenkauf niederge schlagen hatte. Der Andere, der mich hinterrücks ergriffen hatte, war dessen Bruder, der eine Stunde später verhaftet wurde.

Die beiden Garstens hatten noch eine Mitschuldige, die in D. die Schiffe-Depesche aufgegeben hatte, das war — das f. Z. nach dem Juwelendiebstahl entlassene Dienstmädchen Wellman's.

Diese Person gestand, daß sie zwar damals das Juwelensäckchen genommen habe, aber ohne dessen Werth zu kennen. Bankdirektor Garstens sei ihr an jedem Abend im Hausgang begegnet, habe sie eingeschüchtert, ihr den Kasten abgenommen, und sie dann in ein verdächtiges Haus geführt, wo er ihr die Ehe versprach, wenn sie über das Geschehene schweigen werde. Sie versprach es, wurde von Garstens aufgenommen, der sie zwar nicht heirathete, sie aber fortwährend in Angst und Furcht zu halten mußte. Sie gehorchte ihm blindlings und machte sich so zur Mitschuldigen des zweiten Verbrechens.

Während der Prozeß der beiden Garstens schwebte, stellten sich noch weitere Betrügereien des sauberen Brüderpaares heraus, und da ihnen der Eisenbahnraub positiv nachgewiesen wurde, so erhielten sie lebenslängliche Arbeitshausstrafe.

Das Mädchen starb noch während des Prozesses an der galoppirenden Schwindicht.

Was mich selbst anbetrifft, so war ich bald wieder hergestellt, trat meinen Direktorstellen an und verkehrte noch heute oft und gern bei den liebenswürdigen Wellman's in M., wo denn das Hauptgesprächsthema meist jene Schreckensnacht des Dezember 18. bildet. Frau Wellman rühmt sich seitdem trefflicher Menschenkenntniß, und ihr Gemahl wagt nicht dagegen etwas einzuwenden.

Aus dem Volksleben in Santo Domingo.

Die etwa 20- bis 25000 Köpfe starke Bevölkerung der Stadt Santo Domingo der Hauptstadt der dominikanischen Republik auf der Insel Haiti, setzt sich, so plaudert ein Mitarbeiter der „K. Ztg.“, aus Weißen, Mulatten und Negern zusammen. Die eigentliche Klasse ist äußerst gering an Zahl und umfaßt nur einige fremdländische Consulatspersonen, Kaufleute und deren Angehörige und Angestellte sowie einige Priester und Lehrer. Zwischen den Mulatten und Negern die Grenze zu ziehen, ist bei den vielfachen Vermischungen beider Elemente fast unmöglich. Der allgemeine Charakter der Mulatten zeigt spanische Lebhaftigkeit in Sprache und Gebärden, höfliche und angenehme Umgangsformen, daneben aber auch den fast allen Tropenbewohnern eigenthümlichen Hang zum Nichtsthun und zu Vergnügungen. Die Wünsche und Bedürfnisse dieser Menschen sind äußerst gering; gedankenlos in den Tag hinein lebend, geben sie sich keiner Sorge um das Heute oder Morgen hin, sondern lassen den lieben Herrgott einen guten Mann sein. Das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern zeigt, daß höhere Bildung und Gesittung noch nicht Allgemeingut geworden. Die Frau ist weniger Gefährtin, sondern wird mehr wegen ihrer Unentbehrlichkeit in häuslichen und andern Dingen geschätzt. Ihrer Erziehung und Fortbildung wird nur geringe Sorgfalt gewidmet; selten oder niemals kommt es vor, daß ein gutes Buch in ihre Hände geräth oder sie einer ernstern Beschäftigung lebt. Allerdings ist auch der Trieb, ihren Gesichtskreis zu erweitern, nur gering; Frauen und Mädchen ziehen es vielmehr vor, nach Erledigung der nothwendigsten häuslichen Verrichtungen den Rest des Tages in den Hängematten zu verträumen oder sich irgend einem den Geist nicht gar zu sehr in Anspruch nehmenden Vergnügen hinzugeben. Man soll darum den Dominikanerinnen aber keinen Vorwurf machen, denn bekanntermaßen sind die Tropen eine kulturfeindliche Zone, wo auch die Europäer bei längerem Verweilen vielfach in Trägheit versinken.

In das Nirwana des dominikanischen Frauenlebens bringt die Königin Mode immerhin eine Abwechslung, wiewohl betont werden muß, daß diese alle Weiberherzen unterjochende Herrscherin auf ihrem Erdengang in Santo Domingo mit einer Verspätung von nicht bloß ein paar Posttagen, sondern gleich ein bis zwei Jahren eintrifft. Zur Zeit meines Aufenthaltes in der Stadt hatte sie Eubderbüchse und Puderquast eingeführt, und diese beiden Geräthe, mit deren Hilfe vorzugsweise die

im Herbst ihres Lebens stehenden Schönen über das Welken ihrer Reize hinwegzutäuschen suchen, herrschten in Santo Domingo bei jung und alt, bei Weißen, Mulatten und Schwarzen. Was weiblich war, unterlag dem Puderquast; mochte eine Negerin über einen „Teint“ verfügen, der es an Diefte wie an Glanzlichtern mit frisch gewichsen Stiefel aufnahm, so ward dieser Teint doch unbarmherzig mit einer kräftigen Lage weißen Puders zugebedekt. Verleiht die allzureichliche Anwendung des Puders schon dem Gesicht einer Frau ein starres, todttes Aussehen, so erscheinen derart gepuderte Negerfrauen geradezu leichenhaft. Die sammetartigen Schatten, die weichen Töne, die pikanten Glanzlichter verschwinden unter dem Reismehl; die schwarzen Augen mit ihren unergründlichen Pupillen sowie die wulstigen rothen Lippen treten widernatürlich aus dem bleigrauen Gesicht hervor; geradezu lächerlich aber scheint die Visage, wenn herniederrieselnde Schweißtropfen schwarze Furchen durch den Puder ziehen oder wenn der Gesichtserker während des Puders seines Puderbelaßs beraubt wurde und nun in seiner natürlichen Schwärze gleich einer in einem Teller Buttermilch schwimmenden einsamen Backpflaume hervordunkelt. Die Gewohnheit der dominikanischen Mulattinnen und Negerinnen, sich zu pudern, ist auf ihren Wunsch, möglichst hellfarbig zu erscheinen, zurückzuführen. Wie die Neger der Vereinigten Staaten in Bezug auf die Hautfarbe äußerst feinsüßig sind, wie sie ängstlich darauf achten, daß von ihnen nur als den coloured ladies and gentlemen gesprochen wird, und wie ihnen kein Schimpfname so verhasst ist als der eines black negro, so sträuben sich auch die Mulatten von Santo Domingo aufs entschiedenste dagegen, etwa mit den Schwarzen zusammengeworfen zu werden. Jeder Tropfen Blutes, jeder noch so feine Hautunterschied, der den Mulatten oder die Mulattin der weißen Rasse näher bringt, erfüllt sie mit einem ähnlichen Stolz und Erhabenheitsgefühl, wie sie manch ein Gelbproß empfinden mag, je mehr er mit jedem zurückgelegten Tausendmarktschein der Klasse der Millionäre näher rückt, die seiner Anschauung nach den Gipfel der Menschheit ausmacht.

Dem heftigen Verlangen der Mulattinnen, möglichst hell zu erscheinen, kommt ein in Santo Domingo wohnender Jünger der photographischen Kunst in kindigelei entgegen. Er versteht es, durch Kunsttricks, die wahrscheinlich sein Geheimniß sind, die photographische Aufnahme auch der schwärzesten Negerin so zu bezeichnen, daß die letztere auf dem gedruckten Bilde wie eine Person weißer Hautfarbe, wie ein Albino erscheint und daß nur die nicht so leicht wegzuretouchirenden dicken Negerlippen und die breitgequetschte Negernase an den afrikanischen Ursprung der Abonterseriten erinnern.

Bei der Liebe, die Mütter allüberall ihren Sprößlingen entgegenbringen, muß es als selbstverständlich erscheinen, daß auch die dominikanischen Babies bei der allgemeinen Puderei ihren Antheil erhalten. Derselbe erstreckt sich aber nur über das Gesicht, und da die Jugend von Santo Domingo bis etwa zum sechsten Lebensjahre sich des beneidenswerthen Vorrechts erfreut, unter diesen heißen Himmelsstrichen splitternackt umherzulaufen, so steht die Erscheinung eines derartigen, bunfelhäutigen, nur im Gesicht bepuderten Dreifäßebochs an humoristischer Wirkung derjenigen seiner getünchten Mutter keineswegs nach, sondern übertrifft sie noch, wenn an Stelle des bei uns üblichen Zupls ein irgendwo aufgelesener Zigarrenstummel tritt, dem der dominikanische Däumling mächtige Rauchwolken entlockt. Kein Mensch schilt ihn ob dieser alzufrühen Angewöhnung an das Allerweltslaster, denn in diesem klassischen Ursprungslande des Tabaks huldigt dem Genuße desselben ein jeder, ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts.

Gleichfalls beiden Geschlechtern eigen ist der Hang nach Vergnügungen; man liebt Tanz, Musik, Theater und rauschende Kirchenspiele, die mitunter einen vollen Monat hindurch andauern. Die Männer huldigen während ihrer Mußstunden gern dem Kartenspiel und sind auch stets bereit, während der beliebten Hahnenkämpfe durch waghalsige Wetten die Glücksgöttin herauszufordern.

Die zum Kampf verwendeten Hähne sind äußerst schlank, geschmeidige Thiere, die für ihren kriegerischen Beruf eigens abgerichtet und vorbereitet werden. Nicht nur fallen ihre sehr empfindlichen Rämme und Rehlklappen der Schere anheim, sondern auch sämtliche Federn an Kopf, Hals und Steiß werden sorgfältig ausgerupft, so daß an allen Körpertheilen die nackte, tiefrothe Haut sichtbar ist. Der Schauplatz, wo die Hahnenkämpfe abgehalten werden, ist ein etwa zehn Meter im Durchmesser betragendes Gebäude, dessen Sitzreihen amphitheatro-

lisch sehr feil übereinanderliegen, sodaß jedem Zuschauer die Möglichkeit geboten ist, den Kampf aus größter Nähe zu beobachten. In der durch eine niedrige Holzverschalung vom Zuschauerraum getrennten Arena halten sich nur die Eigentümer der beiden einander bekämpfenden Hähne auf, während die Preisrichter ihren Platz im Zuschauerraum auf einer kleinen erhöhten Plattform haben. Vor Beginn des Kampfes werden beide Thiere, die ihre Kraft und Geschicklichkeit gegen einander erproben sollen, gewogen; dann spitzt man mit einem Messer ihre Sporen zu und überspritzt, um die Kampfgier der Hähne zu steigern, ihre Köpfe, Flügel und Hintertheile mit einer Mischung von Wasser und Kum. Während dieser Vorbereitungen haben die Zuschauer ihre manchmal sehr hohen Betten abgeschlossen und verfolgen in größter Erregung das beginnende Gefecht. Im ganzen Thierreich giebt es wohl kaum erbittertere Streiter als die kriegerischen Hähne. In wüthenden Ansturm prallen sie wider einander, suchen mit Flügelschlägen zu den Gegner betäuben oder zum Straucheln zu bringen und bearbeiten ihn gleichzeitig mit furchtbaren Sporn- und Schnabelhieben. Nur sekundenlang währen die Ruhepausen, in denen die Hähne mit gesenkten Köpfen und lauernden Blicken einander messen, als ob sie eine Blöße des Gegners zu erspähen suchten. Im Nu treibt die Kampfeswuth die Thiere aufs neue zusammen, hagelbicht fallen die Schnabelhiebe und Sporenstöße, in blinder Wuth flattern, hüpfen, springen die Streiter über einander hinweg, eifrig bemüht, den Gegner im Gesicht zu packen. So tobt das aus Angriff und Ausweichen, aus Siegen und Unterliegen tobende Gefecht fünf bis zehn Minuten lang und versetzt die Zuschauer in die größte Erregung. Je mehr das Ende des Kampfes naht, desto lauter wird das Geschrei der heißblütigen Mulatten, desto heftiger werden ihr Gebärden. Die in gespanntester Aufmerksamkeit auf die Thiere gehefteten Augen funkeln vor Erregung, die eingegangenen Wetten werden verdoppelt — verdreifacht — bis endlich mit einem entscheidenden Schnabelhieb der eine der beiden Kämpfer seinen Gegner betäubt und den Sieg erringt. Mit welcher Erbitterung die Thiere einander bekriegen, lernte ich daraus erkennen, daß von fünf verschiedenen Fehlpaarungen, die im Laufe eines Nachmittags sich maßen, die Besiegten stets wie tot auf dem Kampfplatz blieben und daß durch die Schnabelhiebe und Sporenstöße die Köpfe und Hälse sämmtlicher Thiere so furchtbar zugerichtet waren, daß sie wie eine rothe, blutige Fleischmasse ausahen, in der man die schrecklich verquollenen Augen kaum noch zu erkennen vermochte.

Gleich allen mit spanischen Elementen durchsetzten Völkern sind auch die Dominikaner begeisterte Freunde der Stiergefächte. Da aber die Insel eine eigene Truppe von Toreros nicht erhalten kann, so ist man auf die Schaustellungen solcher Gesellschaften angewiesen, die von Mexiko, Cuba oder Portorico aus gelegentliche Kunstreisen durch die andern Theile Westindiens unternehmen. Mitunter suchen einige lose Burjchen die Eintönigkeit des täglichen Lebens dadurch zu unterbrechen, daß sie ganz unerwartet einen gereizten Stier durch die Straßen hegen. Die Veranstalter dieses Akts haben dann ihre höllische Freude daran, wenn alles rennt, flüchtet, durch- und übereinanderstürzt und das tollgewordene Tier, dem aus jedem Fenster, aus jeder Thür Blechgeschirre, Stühle oder sonstige als Wurfgeschosse geeignete Gegenstände an den Schädel geschleudert werden, irgend einen lendenlahmen Gaul oder etwa eine nichtsahnende schwerhörige Negerin auf die Hörner nimmt.

Die Jagdlust zu befriedigen, bietet sich der männlichen Bevölkerung von Santo Domingo bei der Armuth der Insel an jagdbaren Thieren nur wenig Gelegenheit; die unteren Classen veranügen sich bisweilen mit dem Fang von Haifischen, die im Mündungsgebiet des Ozamaflusses massenhaft vorkommen. Der hauptsächlichste Tummelplatz dieser gefräßigen Ungeheuer ist die Umgebung des hart am Meeresstrande erbauten städtischen Schlachthauses. Als ich eines Tages während eines Spazierganges mich bis in diesen abgelegenen Winkel verirrete, ward ich Zeuge, wie gerade zwei Duzend Ochsen mittelst gutgezielter, nach dem Gesicht geführter Messerstöße abgeschlachtet wurden. Die Betroffenen stürzten wie vom Blitze geschlagen zusammen und verendeten in kurzer Zeit. Das entstömende Blut floß durch weite Rinnen ins Meer und lockte ganze Schaaren von Haifischen an, die wild durch die blutgefärbten Wasser und den blutigen Wellenschaum schossen und gierig nach Beute suchten. In ihrer durch den Blutgeruch blinden Gier gingen die sonst so schlauen und vorsichtigen Thiere leicht an die mit den Eingeweiden der Ochsen umwickelten Angelhaken, die von einigen

Negern an langen Stangen in die Brandung herabgelassen wurde. Hatte sich eins der verhaszten Ungeheuer gefangen, so wurde es unter dem Jubel und der Beihülfe aller am Strande Versammelten aufs Trockene gebracht und durch einige Artstriebe vom Leben zum Tode befördert. Als ich in später Abendstunde von den Haifischjägern Abschied nahm, umtanzte gerade eine Rotte halbtrunkener Negerweiber beim Schein lodrender Fackeln die Leichen eines halben Duzends jener Bestien, die nicht mit Unrecht die Hyänen des Meeres genannt werden.

Blüthenlese aus den „Insignen Blättern.“

Beim Schach.

A.: In drei Zügen sind Sie matt.
B.: Das hat man davon, wenn man sich auf solche Zufallspiele einläßt!

A.: Aber Schach ist doch kein Zufallspiel?
B.: Gewiß ist es das; sobald man aus Zufall an einen stärkeren Spieler kommt, muß man verlieren!

Immer derselbe.

Frau Professor: Aber Männchen, Du bist ja wieder ganz glatt im Gesicht, ich denke Du willst Dir den Vollbart stehen lassen?

Der kürzere Weg.

Prinzipal (zu dem sich neu meldenden Kommiss): Sie brauchen für mein Geschäft sehr umfangreiche Sprachkenntnisse. In welchen Sprachen korrespondiren Sie nicht?

Der fluge Papa.

Sohn: Vater, wie ist das, wenn Einer auf lebenslänglich und ein Jahr verurtheilt ist? Er kann doch nicht lebenslänglich sitzen und nachher noch ein Jahr?

Vater: So flug ist das Gericht auch, dummer Junge: das Jahr muß er natürlich vorher abtzen!

Daher.

A.: Warum unterzeichnen Sie denn eigentlich Ihren Namen Johann B. B. B. Vellermann?

B.: Meine Taufpathe hat gestottert.

Ein Schlaumeier.

Schaffner: Sie werden in der nächsten Station einen Strafbetrag entrichten, weil Sie, ohne ein Fahrbiilet gelöst zu haben, mitgefahren sind.

Passagier: Nichts werd' ich zahlen, ich bin doch nur mitgefahren mit dem Zug, weil Se am Perron haben gesagt zu mir: „Bitte einsteigen!“

Abgewinkt.

Kind (welches auf einer nahen Wiese einen Storch sieht, zu diesem: Du, Storch, meine Mama ist verreist.

Fatales Versprechen.

Schuldner: Herr Maier, ich will Ihnen etwas erzählen, aber Ihr Ehrenwort, daß Sie mit keinem Menschen von der Sache reden wollen.

Mein Ehrenwort!

Und hundert Mark Buße, wenn Sie doch reden.

— Hundert Mark, wenn ich rede.

Ich bin Ihnen noch hundert Mark schuldig.

Vom Büchertisch.

— Das Weihnachtsheft der „Gartenlaube“, dessen äußere Ausstattung in stimmungsvoll illustriertem Umschlag einen ebenso gediegenen wie gemüthsansprechenden Eindruck macht, hat wiederum einer ganzen Reihe hervorragender Künstler und Schriftsteller Gelegenheit gegeben, sich in der Schilderung und der Verherrlichung des Weihnachtsfestes unter Hervorkehrung ihrer Eigenart zu vernehmen. Karl Buße, Peter Hofegger, Charlotte Niese, Woldemar Raden, Alexander Tille führen uns poetische Lebensbilder voll echter Weihnachtsstimmung vor, in denen ergreifender Ernst und behaglicher Humor abwechselnd das Wort führen, und uns in ihrer Aufeinanderfolge vergegenwärtigen, wie so verschieden in der Welt das hohe Fest gefeiert wird, das doch überall vom gleichen Geiste der Liebe beseelt ist. Die humorvollen Erzählungen „Das Kreisstechen in der Christnacht. Eins aus dem steirischen Volksleben“ von Hofegger und die Nordsee-Inselidylle „Die falschen Weihnachtsbäume“ von Charlotte Niese sind von F. Schlezal und Fritz Bergen reich illustriert. Was Woldemar Raden von der „italienischen Kinderweihnacht“ plaudert, erläutert ein größeres Bild des Italieners Scovetta voller lustigem Leben. Der interessante Aufsatz „Die Vorfahren unserer Weihnachtsspiele“ von Alex. Tille, welcher mit dem Hinweis auf das neue Münchner Weihnachtsstippspiel schließt, hat zum Schmuck gar ansprechende und belehrende Bilder von Peter Schnorr. Feierliche Stimmung athmet das große Bild „Ein Weihnachtsbild“ von D. Ströbe und die farbige Kunstbeilage von Hans Fehner ist in ihrer originellen Erfindung und glänzenden Ausführung ein reizendes Sinnbild dessen, was die frohe Kinderphantasie von der Herabkunft des Christenengels träumte.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.